

Die Insel Mauritius und der indische Nationalismus

Autor(en): **Saint-Chamant, Jean de**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **33 (1953-1954)**

Heft 10

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160215>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE INSEL MAURITIUS UND DER INDISCHE NATIONALISMUS

VON JEAN DE SAINT-CHAMANT

Nicht immer ist diese Perle des Indischen Ozeans eine vom Glück gesegnete Insel gewesen. Wie die übrigen Maskarenen — der Seefahrer Mascarenhas hat ihnen seinen Namen hinterlassen — wurde sie im 16. Jahrhundert von den Portugiesen entdeckt. 1638 nahmen die Holländer sie für den Prinzen Moritz von Nassau — daher Mauritiusinsel — zu allerdings kurzer und glanzloser Kolonisierung in Besitz, hatten jedoch alsbald unter Wetterunbill, insbesondere Zyklonen, zu leiden, die ihren Pflanzungen schwere Schäden zufügten. Dazu kamen die fortwährenden, ihre Existenz bedrohenden Angriffe der halbwilden, «marronenfarbenen» Sklaven. Und schließlich suchten, wie wir aus der Geschichte wissen, auch ungewöhnlich große Ratten die Insel heim, so verheerend, daß die Holländer, erfahrene Kolonisatoren, die sie waren, auf den Ausweg verfielen, zu ihrer Vernichtung Mangusten auszusetzen. Die Mangusten jedoch vermehrten sich so rasch, daß die Insel nach wenigen Jahren nicht mehr bewohnbar war. Da zogen sich die Untertanen des Stadhouders aus ihr zurück. Sie wurde 1715 von Dufresne, einem Kapitän aus Saint-Malo, für die Indische Kompagnie besetzt und hieß nunmehr Ile de France. Auf Veranlassung dieses Kapitäns, eines schlaun Korsaren, sandte der Gouverneur der benachbarten Schwesterinsel Bourbon französische Siedler herüber, die Boden faßten und in den Dienst der Kompagnie traten. Ihr Beispiel zog Seeleute der auf der Ile de France anlegenden Schiffe nach; sogar Freibeuter kamen, wie man sie damals nannte. Man war zu jener Zeit nicht zimperlich, wenn es darauf ankam, einen kühnen Plan durchzusetzen, und der vielversprechende Kolonisierungsbeginn bestimmte die königliche Regierung dazu, Waisenmädchen auf die Insel zu schicken, um sie mit deren neuen Bewohnern verheiraten zu lassen. Eine kleine Anzahl Franzosen war glücklich den Massakern in Fort Dauphin — unter Ludwig XVI. gab es in Madagaskar Franzosen — entronnen; sie verließen die madegassische Küste, wandten sich nach Bourbon, hielten sich dort einige Jahre lang auf und gewannen schließlich die Ile de France.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts tritt Mahé de la Bourdonnais in Erscheinung, der Frankreich so große und so rühmenswerte Dienste geleistet hat. Er herrscht von 1735 an als Gouverneur der beiden Maskarenen über den Indischen Ozean und beginnt die Seychellen zu besetzen, den Archipel der neunzig Inseln und Insel-

chen, der dank ihm ein Bollwerk des Westens werden sollte. Man müßte die Töne der Georgika anschlagen, um sein vielseitiges Wirken — Ackerbau, Viehzucht, Plantagen, Hospitäler — gebührend zu feiern. Während der sieben oder acht Jahre seiner Regierungs- und Verwaltungstätigkeit verwandelt er die Ile de France in eine gewaltige Werft, einen ungeheuren Stapel-, Anker- und Rastplatz für die Schiffe. Dabei vernachlässigt er selbstverständlich nicht die Befestigung und Verteidigungsrüstung der noch in hilflosem Kindheitszustand befindlichen Maskarenen. Das alles vollbringt er gegen jeden denkbaren Widerstand, und nichts bleibt ihm erspart, nicht einmal Undank und Ungerechtigkeit; denn er wurde nach seiner Rückkehr in die französische Heimat mehrere Jahre lang in der Bastille gefangengehalten. Nichts anderes freilich konnte man ihm damals zur Last legen, als daß er seinem Lande zu gut gedient habe; war er doch in Indien der mächtigen Kompagnie entgegengetreten, die sich der Gunst der intriganten Marquise von Pompadour, Beschützerin aller Handelsleute, erfreute.

Trotz der Erbitterung, mit welcher Frankreich und England einander zur See bekämpften, drang der Widerhall ihrer Kriege im 18. Jahrhundert noch nicht bis in jene fernen Gegenden. Weder die Ile de France noch die Ile Bourbon wurden in ihrem blühenden Gedeihen beeinträchtigt, das ihnen dank auch den Dichtern den Ruf eines Gartens Eden eintrug. Ihre bei der Ankunft der Franzosen sozusagen noch nicht vorhandene Bevölkerung befand sich hundert Jahre später in unaufhaltsamem Aufschwung. Ganz Europa begeisterte sich nun bald für die Inseln, für das kreolische Leben, dessen poetische Offenbarung «*Paul et Virginie*» ihm gebracht hatte. Das keusche junge Mädchen — «rein wie das Paradies, das seine ersten Tage umglänzte» — ruft eine unzählbare Nachkommenschaft ins Leben. Ihr Grab im Pampelmusengarten in Maurice ist zwar bloß ein Symbol. Allein der pastorale Nimbus, der es umstrahlt, hat schon eine große Anzahl von Kolonialbegabungen geweckt und junge Europäer verlockt, ihr Glück «auf den Inseln» zu suchen.

Da keine Gefahr von außen drohte und das Mutterland weit entfernt lag (ein Segler benötigte sechs Monate, um von Marseille nach Maurice zu gelangen), bekam die Ile de France den Rückschlag der Revolution nicht zu spüren oder vermochte doch, sich rechtzeitig dagegen zu schützen. 1790 nimmt die ortsansässige Aristokratie die Macht in die Hände und lehnt seither — wie Bourbon übrigens auch — die von Paris kommenden Verfügungen als den Interessen der Kolonie zuwiderlaufend ab. So willigten die Pflanzer zum Beispiel in die Abschaffung des Sklavenhandels ein, weigerten sich indessen hartnäckig, die Sklaverei selbst aufzuheben. Zu ihrer Ehre muß gesagt werden, daß sie ihre Leibeigenen menschlich

behandelt haben; auch fürchteten sie die Verwirrung, welche die Emanzipation der Schwarzen denn auch bald auf dem Arbeitsmarkt herbeiführen sollte.

Die am 4. Dezember 1810 erfolgte britische Annexion der Ile de France und die durch den französischen Gouverneur, General Decaen, vollzogene Übergabe wurde vier Jahre später im Pariser Vertrag endgültig bestätigt. Die Ile de France hieß nun wieder Mauritius, bei den Franzosen Maurice, behielt aber, entsprechend dem Wortlaut der Kapitulationsurkunde, ihre Gesetze, ihre Sitten, ihre Religion und ihre Sprache bei.

Das Jahr 1830 bezeichnet eine Wende in der sozialen Evolution der Maskarener. Die Erregung der Farbigen ist so groß, daß man in La Réunion, dem Druck der Volksmenge nachgebend, einen Kolonialrat erwählt; Anlaß zu dem Wortspiel: «A La Réunion on réunit un Conseil colonial.» In Maurice grollt der Aufruhr. Man gibt gezwungenerweise nach, 1835 teilweise, 1839 auf der ganzen Linie. Die Emanzipation der Schwarzen wird proklamiert. Als unmittelbare Folge davon geraten eine Reihe von Unternehmen in Gefahr; denn die nunmehr freien Schwarzen verlassen die ihnen widerstrebende Erdarbeit. Man stand damals vor der Wahl: entweder totaler Niedergang der Kulturen oder Zulassung asiatischer Elemente. Notgedrungen entschloß man sich zu letzterem und ließ aus Indien und Malaya Kulis kommen. Diese Arbeiter, die gegen geringe Entlohnung ihre Dienste an die Grundbesitzer von Port-Louis und Curepipe verkauften, mehrten sich; ihre Nachkommen sind es, welche die gegenwärtige Hindukolonie bilden. Ähnlich ging die indische Immigration im ganzen übrigen Raum des Indischen Ozeans vor sich. Lange Zeit haben diese Gemeinschaften ganz isoliert dahingelebt, bis am Tage der indischen Unabhängigkeitserklärung der riesige Block der vierhundert Millionen, aus denen der indische Ameisenbau besteht, sie — wenn auch noch nicht politisch, so doch moralisch — wie ein Magnet anzuziehen begann.

* * *

Mauritius ist ein einzigartiger Schmelztiegel der Rassen, deren soziologische Vielfalt wie ein Kleinod in blauer, tropischer, australischer Fassung schimmert. Europa, Asien, Afrika haben auf diesem kleinen und eigentümlich schönen Landstreifen eine Kulturleistung zustandegebracht, welche die Fruchtbarkeit des Zusammenarbeitens verschiedenartiger Kräfte bezeugt. Boden und Klima haben seinen so besonderen ethnischen Charakter gestaltet und seine demographische Entwicklung entsprechend bestimmt. Innert weniger Jahre war es La Bourdonnais gelungen, die Insel in eine blühende Kolonie zu verwandeln. Er hatte Getreide, Mais, Bohnen, Gemüse, Obst an-

gebaut, und die Zuckerrohrsetzlinge, die er von einem seiner Besuche in Bourbon 1744 mit zurückbrachte, wurden zum Ausgangspunkt der maurizischen Zuckerindustrie. Diese ist der Hauptnahrungszweig der Inselbewohner, allen anderen Anbauarten von ihnen weit vorgezogen; sie macht ihren ganzen Reichtum aus: in den besten Jahren 400 000 Tonnen Zucker, die größtenteils nach England und in die Länder des britischen Imperiums ausgeführt werden. Die im Verhältnis zu den 60 000 ha bebauter Oberfläche erstaunliche Höhe dieser Produktion verdankt man den gründlichen Arbeiten und Untersuchungen der «Station de recherches de Service de l'Agriculture» in Réduit, welche neue Rohrvarietäten hervorbrachte, deren Zuckergehalt Weltruf erlangt hat. Dagegen übersteigt der Ertrag der anderen Kulturen, wie Mais, Brotfrucht, Reis, deren Anbau die Regierung während des jüngsten Krieges angeordnet hatte, kaum mittlere Werte, und zwar hat die Erfahrung gezeigt, daß diese Feldfrüchte der verheerenden Gewalt der Wirbelstürme nicht dieselbe Härte entgegensetzen können wie das Zuckerrohr. Während des Sommers — vom Dezember bis in den April — steht Mauritius zum Schrecken seiner Bewohner unter nahen oder entfernteren Einflüssen von Meteoren, und von Ende Mai bis September bringen die durch den ozeanischen Hochdruck verstärkten Passatwinde beträchtliche Wassermengen, die sich über die verschiedenen Regionen der Insel verschieden ergießen. Man spricht von jahrzeitlich bedingten Regenfällen (häufigen) und von einer Jahreszeit der Regenfälle (ununterbrochenen).

Als Folge der Pflege des Bodens hatte sich rasch eine Erdschicht von so großer Fruchtbarkeit gebildet, daß sich nicht lange nach Ankunft der ersten Pflanzer die Notwendigkeit einer sachkundigen Bearbeitung ergab. Wie schon berichtet, forderten die Plantagenbesitzer Hilfskräfte aus Indien an, um die Kulis zu ersetzen, die nach Abschaffung der Sklaverei die Erdarbeit aufgegeben hatten. Der indische Landarbeiter ist im allgemeinen fügsam und genügsam, träumt von der Zurücklegung eines bescheidenen Spargroschens, um sich später einmal eine Kuh oder einen Streifen Land erwerben zu können; er ist einer der ausschlaggebenden Faktoren der Prosperität des Landes. In Mauritius ist er ausschließlich Landarbeiter. Er liebt die Erde, pflegt sie mit Hingabe, erntet stolz ihre Früchte. Wenn der von Bombay oder Surat gekommene mohammedanische Hindu sich wie der Chinese lieber dem Handel ergibt, so ist auch er deshalb nicht weniger bodenliebend. Viel aufnahmebereiter für europäische Sitten und Gebräuche als der Sohn des Hindustan, bleibt er abseits von allem nationalistischen Treiben; er fühlt sich in Mauritius eigentlich als Einheimischer. Zahlreiche Mohammedaner, denen es der Westen angetan hat, beenden ihre Studien im Königlichen College

zu Curepipe oder an englischen oder französischen Universitäten, von denen sie nach einigen Jahren, mit höheren Ausweisen versehen, zurückkehren. Fortschrittliche Gesinnung und Verständnis für die lokalen Notwendigkeiten bestimmen den maurizischen Mohammedaner zu einem unter Umständen ausgezeichneten Beamten. Er verkörpert in unseren Tagen ein unbestreitbar konservatives Element, dem im sozialen Leben der Insel eine ganz spezielle Aufgabe zufällt. Von feinen Gesichtszügen und Umgangsformen, ausgeglichenem und entgegenkommendem Wesen, weiß er sich als Repräsentanten einer Aristokratie unter den Völkern gemischten Blutes. Und die Tatsachen beweisen, daß seine Qualitäten, seine effektive Intelligenz und ausgesprochene Beobachtungsgabe aus ihm einen zu fürchtenden Konkurrenten machen. Alles, was er von der europäischen Zivilisation gelernt hat, versteht er anzuwenden; kein Wunder, wenn er bloß auf die Gelegenheit wartet, die politische Macht zu ergreifen, nachdem er bereits auf dem Gebiete des Handels mit dem Okzident konkurriert. Um so unbegreiflicher aber, daß die bedeutende muslimanische Gemeinschaft von Mauritius in der neuen politischen Struktur des Landes nicht den Platz einnimmt, der ihr von Rechts wegen zu gebühren scheint.

Um sich eine Vorstellung von dem Problem zu bilden, das der indische Arbeiter den maurizischen Behörden stellt, genügt es, von Rose Hill ans Meer zu gehen. Die Straße ist erstklassig. Sie führt auf der einen Seite an Zuckerrohrfeldern entlang, auf der anderen an angepflanztem, dichtem Gebüsch des auf der Insel stark verbreiteten indischen Feigenbaums, der mit hundert nachtreibenden Wurzeln den Boden aussaugt. Durch dicht ineinander verschlungene Lianen erblickt man Hütten aus Wellblech, elende Unterkünfte, in denen sich das Gewimmel der Inderfamilien, so gut es geht, sammelndrängt. Es handelt sich zum größten Teil um Arbeiter der benachbarten Pflanzungen. Der Kontrast zwischen ihrem relativen Elend und dem Luxus gesitteter Kultiviertheit, die den sanften Charme von Mauritius ausmacht, ist auffallend. Allein wir verhehlen uns nicht, daß im Schoße dieser dunkelhäutigen Gemeinschaft eine neuzeitlich orientierte Elite aufwächst, die ihre Kraft entdeckt hat und nun nach der Ausübung der ihr von England zugestandenen politischen Rechte trachtet. Damit, nämlich mit der wachsenden Macht der indischen Masse, befinden wir uns im Zentrum des maurizischen Problems. Nicht ohne Grund behandelt England die indische Volksmasse mit solcher Vorsicht; kann doch der geringfügigste Zwischenfall auf den Inseln gegen England gerichtete Maßnahmen in Indien heraufbeschwören. Dort wie auch in Iran hat es vitale Interessen zu wahren — daher die Bemühung der Londoner Regierung um freundliche Beziehungen zu Neu-Delhi. Dementspre-

chend fühlt sich auch die britische Verwaltung der Inseln veranlaßt, behutsam vorzugehen und das heikle Auswägen zwischen den verschiedenen farbigen Gemeinschaften umsichtig fortzusetzen.

* * *

Indessen fällt in Mauritius eine ethnische Gegebenheit auf, und das ist die Vorrangstellung der franko-maurizischen Gruppe. Unter ihr versteht man die durch das Band französischer Kultur und Sprache zusammengehaltenen Mauritier reiner europäischer Deszendenz. Der geschichtliche Aspekt allein genügt nicht, ihre ausdauernde Treue zu erklären; es müssen auch die demographischen Verhältnisse auf der Insel im Augenblick ihrer Abtretung an England in Betracht gezogen werden. Von ca. 75 000 Einwohnern im Jahre 1810 sprechen 7000 Franzosen reiner weißer Rasse französisch, außerdem 7000 freie Farbige, das heißt Mestizen, plus 55 000 Sklaven und 6000 Inder. Die Franzosen reiner weißer Rasse sind die Frankomauritier, aus verschiedenen, vornehmlich maritimen Provinzen Frankreichs stammend; sie bilden eine annähernd geschlossene aristokratische und bürgerliche Schicht. Heute neigen sie überraschenderweise zu einer erschreckenden Art Rassenhaß. Diese schwer verständliche Enge erklärt sich aus dem Willen zur Selbsterhaltung, der die Stärke der maurizischen Gesellschaft ausmacht, sie zu eifersüchtiger innerer Verteidigung zwingt. Mauritius wird manchmal eine Insel der Absonderungen genannt, und das ist im moralischen Bereich noch zutreffender als im materiellen. Wenn die hübschen verandageschmückten Wohnungen von Curepipe, in grüne Gärten verstreut, sich gerne hinter strengen Bambushecken verbergen — den Curepipern und Curepiperinnen selber lägen wohl entgegengesetzte Wünsche am Herzen, ihnen, den Gefangenen der gleichen Kerker, die sich nur mit dem Schwunge ihrer Einbildungskraft oder in der Poesie flüchten können. Unmöglich aber wieder, einem liebenswürdigeren, disziplinierteren, seinen patriarchalischen Sitten anhänglicheren Straßenpublikum zu begegnen als dem maurizischen. Die Mauritier sind Briten und im Herzen Franzosen. Gelegentlich entdecken sie zwar auch ein recht englisches Herz — und niemand denkt daran, sich hierüber zu wundern. Seltenes, wenn nicht einziges Beispiel für ein merkwürdiges Paradoxon, eine menschliche Gemeinschaft, die nach einem Wort des Gouverneurs der Insel zwar britischer Besitz, jedoch französische Kolonie ist. Das Unglück will, daß diese im wesentlichen westliche Gemeinschaft heute an ihrem Leben bedroht ist, und erlage sie der Bedrohung, dann wären die Konsequenzen nicht abzusehen. Im folgenden soll die Gefahr angedeutet werden.

Die Gesamtbevölkerung der Insel Mauritius zählt heute 552 000 Seelen: 10 000 Frankomauritier einesteils, 371 400 Hindus (wovon

70 000 Mohammedaner) und einige tausend Chinesen andererseits; die 170 000 Mestizen und Mulatten, die den Rest bilden, machen gemeinsame Sache mit den Weißen. Der Fremde hat Mühe, das Vorhandensein zweier Kategorien Frankomauritier zu realisieren, der Frankomauritier von weißer und jener von dunkler Hautfarbe; beide Gruppen fügen sich eng ineinander, so daß es nicht leicht ist — nicht einmal wünschenswert —, sie zu unterscheiden. Im Angesicht der gemeinsamen Gefahr haben sie sich zusammengeschlossen, und das Verdienst der Aufgeklärten unter ihnen besteht darin, unermüdlich diese Zusammengehörigkeit zu predigen. Bedauerlich ist einzig, daß von Zeit zu Zeit, zum Beispiel bei Wahlen, kleinliche Mißgunst erwacht und von gewissen Elementen zum Nachteil des Verbrüderungswerkes ausgenützt wird. Jedenfalls aber tauchen aus der Menge der farbigen Bevölkerung immer wieder Männer auf, die vielleicht eines Tages in den lokalen Versammlungen entscheidend mitsprechen werden. Von ihnen hängt die Zukunft von Mauritius wohl ebensosehr ab wie von den Weißen europäischer Abstammung; miteinander verteidigen sie die gleiche Sache — nicht wahr, Raoul Rivet?

Angesichts der indischen Hochflut geben sie sich immer deutlicher Rechenschaft von ihrer Verpflichtung gegenüber der Kultur, deren Verteidigung ihre Ehre ihnen gebietet. Abgesehen von einer Handvoll unverbesserlicher Extremisten mit kommunistischen Tendenzen haben sie alle die Notwendigkeit dieser Allianz eingesehen und setzen sich daher über in unseren Tagen nicht mehr angebrachte Rassenvorurteile hinweg. Dieser Anschluß der Mulatten und der Mestizen an die Verteidigung der maurizischen Vorrechtstellung verdient als ungewöhnliche sozialpolitische Erscheinung hervorgehoben zu werden. Anders als in Südafrika spielt hier die Segregation eine verhältnismäßig kleine Rolle; sie läßt sich mit den dortigen Verhältnissen nicht vergleichen. Vor dem Heranbrausen der asiatischen Wogen und der Gefahr ihres mitreißenden Einflusses auf die umstürzlerischen internationalen Kräfte stellt in Mauritius die auf die sprachliche Einheit gestützte politische Einheit eine Art «*union sacrée*» dar.

Die Engländer sind in der Hauptsache Beamte; ihre Zahl betrug nie mehr als einige Hundert. Ihnen obliegt der ständige Ausgleich der Kraftäußerungen in dem durch die Verschiedenheit der Rassen täglich aufs neue gefährdeten maurizischen Mosaik. Im Augenblick gibt uns die Insel Mauritius das seltene Schauspiel eines Sieges des politischen Geistes, dem es gelungen ist, die Forderungen der farbigen Gemeinschaft mit dem nicht vorschreibbaren Respekt vor den maurizischen Rechten in Einklang zu bringen. Im Augenblick — das heißt bis heute.

Aber morgen? Das demographische Verhältnis der verschiedenen ethnischen Gruppen zueinander zeigt zur Genüge, welche Gefahr das Vordringen Asiens in sich birgt. Stetig nimmt die indische Bevölkerung zu. Ebenso stetig verbessert sich ihre materielle Lage. Diese hängt natürlich vom Gedeihen des Landes ab, das einzig von dem Programm der Arbeiterpartei mit seiner Bekämpfung der schöpferischen Initiativen des Privatkapitals bedroht wird. Dessen sehr deutlich nach Sozialismus und Dirigismus weisende Tendenzen — nicht mit dem britischen Labourprogramm zu verwechseln, das einige Unterschiede aufweist — werden zweifellos, sollten sie überhandnehmen, mit dem demokratischen Recht des Arbeiters in Konflikt geraten. Sei dieser Inder oder Mestize, er ist in Mauritius ein freier Mann, der sich durch Leistungen und Verdienste emporarbeiten kann. Sein privates Leben verläuft grundverschieden von dem harten, ausgeschlossenen Dasein seiner ungezählten Brüder drüben in Indien, welche das uralte Kastenvorurteil zu lebenslänglicher Unterwertigkeit und lebenslänglichem Elend verdammt. Der Prozeß der indischen Immigration in den australischen Raum entwickelt sich jedesmal nach demselben Schema. Kapitalkräftige Personen erwerben Grundeigentum und ziehen die Kontrolle des Handels, der großen Kaufhäuser an sich, während neben ihnen die Menge der Proletarier gewissermaßen eine indische Volksmeinung darstellt und ihre Einigkeit einer Hauptprobe unterzieht. Dieser Modus von Durchdringung wurde auf der Insel Mauritius bis zum Anfang unseres Jahrhunderts intensiv betrieben. Den Feldarbeitern folgten die Geschäftsleute, und heute gehört ein Drittel der bebauten Fläche indischen Bodenbesitzern. Zur demographischen Seite dieser Entwicklung ist zu bemerken, daß die Bevölkerung dank der Entsumpfung in sieben Jahren um 80 000 zugenommen hat, während sie sich vor Anwendung des D.D.T., das den Gesundheitszustand der australischen Inseln grundlegend veränderte, in zwanzig Jahren um kaum 30 000 vermehrt hatte. Doch eröffnet der erfreuliche Erfolg der Sanierung leider gleichzeitig beunruhigende Zukunftsaussichten, weil Mauritius bald nicht mehr alle seine Kinder ernähren können, und doch kann bis jetzt niemand angeben, wie der Bevölkerungsüberschuß zum Auswandern bewogen werden könnte. Die rasche Zunahme der Geburten erscheint vielen Einheimischen sogar als Vorspiel noch unbekannter Kalamitäten, denen sie sich auf einer demnächst für die Zahl ihrer Bewohner zu klein gewordenen Insel ausgesetzt fühlen. Man sieht sich deshalb zu der Frage gedrängt, was das maurizische Volk in Zukunft anfangen soll, um die überschwemmende Invasion vielleicht doch noch in letzter Stunde aufzuhalten.

Seit hundertfünfzig Jahren besteht das Volk von Maurice mit anerkennenswertem Mut auf der Erhaltung seiner Originalität, seiner Sprache, seines baulichen und organisatorischen Eigenwesens. Oft schon ist ihm vorgeworfen worden, es habe durch die Enge seiner Vorurteile die Rassenverschmelzung aufgehalten. Aber hätte eine solche Verschmelzung nicht das Verschwinden oder wenigstens eine stufenweise Abschwächung der angeborenen Eigenschaften zur Folge gehabt, die einst so Großes zum Aufblühen der Insel beitrugen? Das maurizische Experiment kann heute nach seinem Erfolg beurteilt und muß als gelungen bezeichnet werden; es macht als koloniale Leistung dem Menschengestalt alle Ehre. Es gibt auch zu denken — ähnlich wie die Schweiz mit ihren vier Sprachen und den beiden Konfessionen zu denken gibt — und bestätigt die Wichtigkeit der Beiträge ethnischer Verschiedenheiten zur Zivilisation und den Wert rassischer Annäherungen, solange die menschlichen, die primitiven Eigenarten gewährleistet sind. Jedoch mit den Jahren und mit dem den farbigen Völkern durch den Krieg gegebenen Anstoß hat sich die Lage verändert. Indiens Autonomie hat beim Indomauritier das in ihm schlummernde Nationalgefühl geweckt. Sein zahlenmäßiges Übergewicht ist ihm zum Bewußtsein gekommen und läßt ihn die politischen Vorteile seines Aufstiegs fordern. Mauritius war zu drei Vierteln entvölkert, als die Franzosen zum erstenmal hinkamen; heute ist es von festgefühten indischen Gemeinschaften bewohnt. Daraus wird gefolgert, es müsse nun an Indien fallen. Die indischen Abgeordneten, die nach der neuen Verfassung vom August 1948 im gesetzgebenden Rat sitzen, verlangen, daß in den Schulen an Stelle der französischen ihre eigene Sprache, bisher fakultativ, nunmehr obligatorisch eingeführt werde. Die meisten Mauritier sehen schon mit Kummer den Augenblick kommen, da sie nachgeben müssen; damit wird das Symbol ihrer Freiheit verschwinden. Mit der Ausdehnung des Stimmrechts auf die farbigen Völker hat die britische Regierung einen Zustand geschaffen, der jetzt den Indern gestattet, die Konsequenzen aus ihrer Mehrheitsstellung zu ziehen.

Die politische Verfassung der Insel Mauritius sieht einen gesetzgebenden und einen exekutiven Rat vor. Ersteren bilden neben 19 in allgemeiner Wahl bestimmten Deputierten noch 12 vom Gouverneur ernannte Mitglieder. Das besagt, daß trotz dem Einspracherecht, welches sich die Krone vorbehalten hat, die Vertretung der Einwohnerschaft die Mehrheit im Rate besitzt.

Der Legislativrat wählt vier seiner Glieder in den Exekutivrat. Das Stimmrecht steht allen Erwachsenen zu, Männern und Frauen, die fähig sind, den Stimmzettel auf englisch, französisch, frankokreolisch, chinesisches, hindi, urdu, tamul und telugu auszufüllen oder auch einfach zu unterschreiben.

Bis 1948 waren die Inder nur unter bestimmten Beschränkungen wahlfähig und wählbar. Unter der neuen Verfassung sind sie in dieser Beziehung vollberechtigt. Legislativwahlen haben im vergangenen August stattgefunden. Nach Abzug der 3 Kandidaten, deren Wahl für ungültig zu erklären beim Obersten Gerichtshof von Mauritius beantragt wurde, gehören von den 19 gewählten Deputierten 12 der Hindugemeinschaft an, 6 der Mestizenbevölkerung, ein einziger der Gesellschaft der Weißen. Letztere mußten sich wohl oder übel mit dem status quo abfinden; sie schenken bisweilen den Londoner Zuckerkursen größere Beachtung als den Fragen der inneren Politik. Die Warnungen weitblickender Männer haben freilich nicht gefehlt. Pierre de Sornay, der Hon. Raoul Rivet und andere erhoben ihre Stimme. Seit Jahren versucht die unerschrockene Zeitung «*Le Cernéen*» die öffentliche Meinung, für die der Optimismus gleichsam eine tropische Spielart von Tugend ist, aus ihrer Trägheit aufzurütteln (muß man sagen: vorgebens?...). Fast hat es den Anschein, als habe sich das maurizische Volk von der Auferlegung der 1948er Verfassung überraschen lassen, deren Folgen es nun nachträglich als katastrophal empfindet. Vielleicht hätte man ihnen in der Tat zuvorkommen können; denn die aufrührerischen Kräfte, die auf den Inseln des Indischen Ozeans zu den sozialen Verschiebungen drängen, sind dieselben wie in Europa und haben den gleichen Ursprung. Der Kapitalismus spielt in Mauritius, wie überall, wo er sich frei entwickelt, seine bekannte Rolle als Begründer und Mehrer von Reichtümern. Die Abgeordneten der Arbeiterpartei jedoch führen die Nationalisierung der Zuckerindustrie auf ihrem Programm; durch den Machtspruch einer «verantwortlichen Regierung», einer sich auf die indische Mehrheit stützenden Autorität, möchten sie dem Lande eine Lenkung aufoktroieren, die gleichbedeutend mit dem Ende der privaten Initiative wäre. Haben aber nicht die maurizischen Pflanzler eben dank dem Grundsatz der Privatinitiative und dank dem zähen Arbeitswillen mehrerer Generationen durch gute und durch schlechte Zeiten hindurch ihre bewundernswerte Industrie aufgebaut und zu glänzendem Gedeihen gebracht? Allerdings, welcher fanatische Vertreter der Verstaatlichungstheorie kümmert sich ehrlich um das Gemeinwohl? Man verunglimpft die progressistischen Führer nicht, für die der Klassenkampf ein Prinzip ist, wenn man ihre blinde Unterwerfung unter die sozialistische Ideologie feststellt. Diese dient übrigens in Mauritius nur als Schirm, hinter dem die Vorbereitungen zur Gewinnung und zu einer nach dem Quantitätsgesetz erfolgenden Beherrschung der Menge vor sich gehen.

Das allgemeine Wahlrecht hat sein Gutes; die Frage ist nur, ob es ohne Unterscheidung auch auf ethnisch nicht einheitliche Bezirke ausgedehnt werden darf. Man hat kaum mehr Veranlassung,

die Ansprüche Bengalens auf die Insel Mauritius zu belächeln, wenn man das Zahlenverhältnis der Gemeinschaften untereinander und die seit Indiens Unabhängigkeitserklärung erwachten Aspirationen der Hindugruppe in Erwägung zieht. Mit welcher Begeisterung ist der Gesandte aus Neu-Delhi in Mauritius empfangen worden, gleichsam als Apostel einer kommenden Fusion der Insel mit dem Mutterland! Seit Jahren schon und von den Behörden meist stillschweigend geduldet, predigen berufsmäßige Aufwiegler im Namen des Hindu-Nationalismus, unter Verwendung der bekannten rassistischen und kommunistischen Schlagwörter, öffentlich die Annexion. Ein indisches Blatt wendet sich in folgenden Ausdrücken an die Frankomauritier: «Zwischen Euch und dem Volk klafft ein Abgrund. Eure Zeit ist erfüllt. Ihr seid ein wüster Haufen von Korruption und sozialer Ungerechtigkeit. Wir wollen eine neue Gesellschaft aufbauen; sie wird nicht die Eure sein.» Das politische Argument ist dabei immer dasselbe: «Der Indische Ozean ist indisch; die indische Regierung kann keinen Verteidigungsplan aufstellen, ohne aus der Insel Mauritius einen der Angelpunkte dieser Verteidigung zu machen.» Unermüdlich entwickelt die Presse Kalkuttas und Bombays diese These, und die indische Zeitung «*Advance*» benützt sie in Mauritius nach eigenem Gutdünken. Merkwürdig ist, daß sie auch in England ein gewisses Echo finden konnte und daß der «*Economist*» von der Tätigkeit des indischen Kommissars Mr. Dev in Mauritius, eines im übrigen höchst ehrenwerten Mannes, von seinen Bemühungen, «das indische Gewissen zu wecken und es wieder mit Indien zu verknüpfen», überhaupt Notiz nimmt. Bis jetzt hat das Foreign Office die Äußerungen dieser unerwünschten Absicht geflissentlich überhört; immerhin erzählt man sich, Pandit Nehru habe in London die Versicherung erhalten, es liege in Englands Plänen, die Insel Mauritius binnen kurzem unter eine verantwortliche Regierung zu stellen, aus ihr mit andern Worten ein indisches Dominion zu machen.

Gewiß wäre es ungerecht, die Befürworter des Anschlusses an Indien, Agenten einer extremistischen Propaganda, deren Aufrichtigkeit in Zweifel gezogen werden muß, mit den vernünftigen und verantwortungsbewußten Indern zu verwechseln, die das maurizische Land lieben und sich einer Sammlung unter der Fahne des Dr. Ramgoolam widersetzen. Sie erkennen, wie gefährlich die Begünstigung des nationalistischen Abenteuers wäre. Sie wissen, daß sie sich damit selber um die Früchte ihrer Arbeit brächten und daß dann an die Stelle ihrer jetzigen Freiheit und des gesetzlichen Schutzes, den sie genießen, Unordnung und Ruin träten. Im Augenblick, da das britische Guayana auf Anstiftung der dortigen Fortschrittsbewegung widerspenstig wird und darauf ausgeht, in Georgetown eine volksdemokratische Regierung unter indischer Führung auszurufen, muß

diese Verquickung des Nationalismus mit dem Kommunismus, welche schon zu schlimmsten Mißverständnissen Anlaß gegeben hat, klar gesehen werden. Sie entspricht ja gänzlich Moskaus Absichten, das von jeher erklärt hat, die Revolution könne in Europa nicht triumphieren, ehe nicht der Orient sich gegen die Westmächte erhoben habe.

* * *

Asien ist ein unerschöpfliches Menschenreservoir. Unter der Form der Hindu-Einwanderung dringt es, von Indien kommend, über Mauritius, La Réunion, Madagaskar nach Südafrika vor. Im Indischen Ozean erobert es systematisch wirtschaftliche Stützpunkte, die bisher ausschließlich britische und französische Positionen waren. So unwahrscheinlich es klingt — im urfranzösischen Saint-Denis de la Réunion gehören heute annähernd alle an der Hauptstraße, der Avenue du Maréchal Leclerc, gelegenen Immobilien und Grundstücke Indern aus Bombay oder Calcutta. Auch in der Südafrikanischen Union wächst der indische Einfluß täglich, insonderheit in Natal, wohin die Engländer zu Anfang unseres Jahrhunderts indische Kulis für ihre Plantagen gezogen hatten. Ein weiteres Einwanderungszentrum hat sich in Durban gebildet, einer Stadt von 400 000 Einwohnern, in der 130 000 Inder wohnen. Ebenso beherrschen homogene indische Gemeinschaften die Einheimischen in Majunga, an der Westküste von Madagaskar, in Mozambique, in Sansibar, in Mombasa, in Tanganyika, wo sie nahezu den gesamten Handel des afrikanischen Ostens in Händen haben. Bis hin nach Belgisch-Kongo haben sich überall indische Kolonien dieser Gattung gebildet; man kennt den Einfluß, den die Inder in den letzten Jahren in Kenya gewonnen haben, wo sie, gestützt auf die für die Kronkolonien verfügte Reform des Jahres 1948, um die Ausweitung ihrer öffentlichen Rechte kämpfen.

Die Einwanderung der Völker Indiens, die im ganzen australischen Gebiet vor sich geht — Mauritius ist ein typisches Beispiel dafür — muß durchaus ernst genommen werden. Die Beziehungen dieser Bevölkerungen zum Mutterlande sind nicht leicht zu definieren, obwohl die Anwesenheit der Hindukonsuln im ganzen Raum des Indischen Ozeans eine eindeutige, praktisch offizielle Lage schafft. Die politischen Führer Hindustans ließen ihre Blicke nicht so oft nach den australischen Inseln als dem unter Umständen gelobten Land hinüberschweifen, hegten sie nicht die Hoffnung, eines Tages den Überschuß der indischen Völkerschaften dorthin abschieben zu können, der sonst dem Hunger zum Opfer fiel. Von Madagaskar blicken die Hovas der Hochebenen nicht nach dem ganz nahen Afrika, sondern nach Asien, von wo sie ihre Abstammung ableiten.

Und ein ähnliches Gefühl bewirkt heute bei den madegassischen Nationalisten ihr übersteigertes Empfinden der sie an Indien fesselnden Bande des Bluts und des Gemüts. Zwischen den Völkern Asiens, des «Daches der Welt», wie die Alten es nannten, erwächst zum Nachteil des Okzidents eine neue Solidarität. Die Kräfte, die der Westen lange Zeit unter Aufsicht hielt, scheinen sich nun seiner Kontrolle zu entziehen. An diesem kritischen Punkte der Entwicklung läßt sich keine Voraussage wagen, und das Problem, das sich dem Gewissen der Welt stellt, besteht vorläufig weiter; die Frage nach dem Ausgang des Kampfes um Einfluß und Vorherrschaft zwischen zwei Kontinenten, dem asiatischen und dem afrikanischen, bleibt noch offen.

Indem England den farbigen Völkern das allgemeine Stimmrecht gewährt, setzt es sie auf einen Weg, der früher oder später zur Autonomie führt. Es sieht seine Mission auf der Erde darin, die Zusammenarbeit der Rassen zu fördern, selbstverständlich unter Wahrung der Rechte und Interessen seiner eigenen Staatsangehörigen in den überseeischen Besitzungen. Deshalb die Unruhe, die Mischung von Hoffnung und Furcht, mit der die Autochthonen die britische Politik beobachten. Dort, wo die farbige Bevölkerung zahlenmäßig überwiegt, ist die Stellungnahme der Regierung zum politischen Fortschritt eine taktische Aufgabe: es handelt sich vorwiegend darum, wie in Mauritius das Tempo des Marsches zur Unabhängigkeit zu regeln, ohne die Entwicklung zu stören. Wir wissen nicht, was die Zukunft bringen wird, noch wissen wir, ob der Indische Ozean, wie man gesagt hat, indisch werden muß. Das aber wissen wir, daß in den transozeanischen Besitzungen Englands und Frankreichs im Laufe der letzten Jahre neue Mehrheiten entstanden sind und sich behaupten, die nicht mehr weißer Rasse sind und nicht mehr zur westlichen und christlichen Zivilisation gehören. Das ist eine für die Zukunft der Menschheit bedeutsame Feststellung.

Indien rechnet sich zu den Gliedern des Commonwealth. Wie lange noch? Es ist kein Geheimnis, daß es eines der begehrten Ziele des Kremls ist und von der sowjetischen Strategie als eine wertvolle Ausgangsposition für die Eroberung Afrikas betrachtet wird. Sein Einfluß in Afrika ist groß, namentlich im Osten, wo Moskau durch Vermittlung indischer Agenten konsequent den schwarzen Nationalismus unterstützt und damit die afrikanischen Anhängsel des alten Europas von ihrer bisherigen Zugehörigkeit losreißen will. Neue und schwerwiegende Gründe haben in unseren Tagen aus der Antarktis wiederum eine der wichtigsten Sphären des Globus gemacht. Die während der ersten Hälfte des Jahrhunderts zum Vorteil des Suezweges vernachlässigte Kaplinie scheint ihre strategische und kommerzielle Bedeutung wiederzuerlangen. Diese Bedeutung ist um so

größer, als die internationalen Ereignisse, die hypothetisch eine Schließung des Kanals bewirken könnten, jedenfalls unverzüglich eine Verlagerung der Achsen des Seetransports zwischen Europa, Afrika und Asien bewirken würden. Das zeigt die Wichtigkeit, welche die alte Meeresstraße nach dem Fernen Osten, deren hauptsächlichste Zwischenstationen das Kap, Madagaskar, die Kerguelen und Mauritius sind, allmählich wieder erringt.

Der einzige Schutzwall, den wir dem asiatischen Ansturm entgegenzusetzen können, ist der eines westlichen Zusammenschlusses. Unsere Sicherheit kann nur kollektiv sein und muß sich auf unbedingte Überlegenheit gründen. Der Okzident hat die Aufgabe, seine ihm eigene geistige Existenz zu verteidigen, das den Völkern gleicher Kultur und gleicher Ideale gemeinsame Dasein. Dieses föderative Band, eine Art Treuebund — möchten sich doch alle europäischen Parlamente ihm feierlich anschließen! —, ist unser Schutz und vielleicht heute unsere einzige Rettung. Sollte diese letzte Schutzwehr zusammenbrechen und Gewalttätigkeit über die Weisheit und die Vernunft siegen, dann litte nicht nur Mauritius, die kleine Insel, Schaden, sondern das ganze demographische Gleichgewicht der Erde. Der ethnische Druck Asiens würde dann mit seiner Wucht den Westen aus seinen alten antarktischen Positionen hinausdrängen. Und die unheilvollen Folgen des dann unvermeidlichen Rückganges der Zivilisation hätten wir Westlichen zu tragen.

Deshalb verdient die treue und von den Dichtern geliebte Insel Mauritius unser lebhaftestes Interesse, unsere beständige Freundschaft und unsere größte Wachsamkeit.

Copyright «Schweizer Monatshefte», Zürich, und «Außenpolitik», Stuttgart